



1920-10-11

Jean-Julien Lemordant, der Maler der Bretagne

Anna Nussbaum

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19201011&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Nussbaum, Anna, "Jean-Julien Lemordant, der Maler der Bretagne" (1920). *Essays*. 720.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/720

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Jean-Julien Lemordant, der Maler der Bretagne.

Von Anna Nußbaum.

Es ist schon lange her, seit ich die melancholische Einsamkeit der [sic.] des bretonischen „Landes“ durchstreifte -- nur ein leichtes, immerwährendes Wehen in der Luft deutet auf die Nähe des Meeres -- stille, hohe Granitkreuze ragen an den Wegen empor, die geheimnisvollen Runensteine von Carnac liegen wie schwere Rätsel mitten in heller Sommerfreude. Oder ich saß mit dem alten Fischer, meinem Freund und Hauswirt, im Hafen von Concarneau, lauschte oft gehörten, immer neuen Geschichten aus verschollener Zeit und sah in freudigem Staunen letzte Sonnenstrahlen auf blauen, gelben, braunen Segeln spielen. Die liebliche Stille des Klostergartens umfing mich in Pont l'Abbé, wo mongolisch-verschlossene Frauengesichter unter goldbeschwertem Kopfputz hervorblicken. Am öden Strand von Ouessant habe ich im Sturm gestanden, auf das brüllende Meer hinausgesehen und „auf Antwort“ gewartet.

Es ist schon lange her. Eine Ewigkeit liegt dazwischen. Leben. Aber immer noch brennt heiße Sehnsucht, denke ich im Weltgetümmel jener reinen Größe in Natur und Menschen.

Der starke Atem des seltsamen Landes weht lebenswarm aus den Bildern von Jean-Julien Lemordant. Er wurde im Jahre 1877 in St. Malo geboren. Vater und Mutter, arme Fischer, sterben, bevor er zwölf Jahre zählt. Eine alte Verwandte nimmt den verlassenen Jungen auf, schickt ihn eine Zeitlang zur Schule. Dann wird er Laufbursche bei einem Maler. Das entscheidet sein Schicksal. Die Leidenschaft zur Farbe ergreift ihn, die von nun an sein ganzes Wesen erfüllen soll. Nach der Tagesarbeit besucht er abends unentgeltliche Zeichenkurse. Seine Lehrer werden auf ihn aufmerksam. Man gibt ihm ein bescheidenes Stipendium für die Kunstschule in Rennes, später, ein noch bescheideneres für die *Ecole des Beux-Arts* in Paris. Hier arbeitet er fieberhaft in Hunger und Entbehrungen aller Art. Er fühlt seine Kraft. Er fühlt sich. Der Lehre entronnen, lebt er nun abwechselnd in Paris und in der gewaltigen Einöde von Penmarch „*dans la solitude d'une piété (païenne) à désarmer Dieu lui-même*“ (Masson). Er stellt aus. Anfangs im traditionellen Salon der Champs-Élysées und des Cham-de-Mars, dann -- seine Persönlichkeit sprengt enge Grenzen altersschwacher Routine -- im Salon d'Automne, in privaten Kunstsammlungen. Innerste Sehnsucht bleibt ein großes, starkes Sich-Ausleben-können in der Farbe.

Emile Masson, sein treuester Freund und innigster Verstehender, schreibt mir: „Ich habe Jahre gebraucht, um die Malerei meines Freundes zu begreifen. Seitdem ich sie aber erfaßt habe, verstehe ich nicht mehr, was man sonst Malerei nennt. Er hat den Sinn der Farbe.“

Endlich wird ihm Möglichkeit. 1905 erhält er den Auftrag, den großen Speisesaal des Hôtel de l'Épée in Quimper mit Wandgemälden zu schmücken. In überströmender Freude macht er sich ans Werk und gibt in fünf Bildern, was sein eigentliches Wesen ist: die Bretagne und die Bretonen. Die Bilder heißen: „*Le Pardon*“, „*Le Vent*“, „*Le Mer*“, „*Les Goémons*“, „*Le Port*.“ Er malt das Land von Penmarch -- mächtig zerklüftete Felsen und trostlos langen Sandstrand, die anbrausende Flut, Boote mit roten Segeln gegen fernen Horizont, sonnendurchstrahlte Wolken über stillen Hohlwegen, die zu einsamen Dörfern führen. Er malt die Leute von Penmarch in Arbeit und Muße: Graufaltige Gesichter alter Frauen und die rotgewehten von jungen Mädchen -- alle haben sie die klarblauen Augen, in denen See und Himmel widerleuchten. Die Männer im glänzenden Wachstuchkittel oder mit der goldgestickten Feiertagsweste,

den flatternden Bändern am Sonntagshut. Das sind die Bigoudins, die Bigoudènes in ihrer geheimnisvollen, durch Jahrhunderte bewahrten Art. Sie kehren vom „*Pardon*“ heim. In langen Reihen ziehen sie über den Strand, kräftig stemmen sie sich gegen den Wind, der antobt, Kleider bläht, mit Schürzen und Bändern spielt. Rosige und lilafarbene Wolken fliehen auf blauem Grunde, schwimmen fast über dem Boden, spiegeln sich in Pfützen und Lachen des salzigen Wassers. Und in der unermeßlichen Weite nichts als diese Menschen -- in Abständen -- die mit dem Element kämpfen. Kampf ist das Wesentliche des bretonischen Lebens. Stillere, zäher, nimmer erlahmender Kampf. Gegen das geliebte, verruchte Meer -- *La gueuse* -- gegen den dämonischen Wind, ohne den die Bretonen nicht atmen können, gegen die fremden Kräfte, die ihnen Sprache und Sitte rauben wollen. Ihnen, die fest wie kein Volk in der Heimat wurzeln, Leben nur im Ueberkommenen [Überkommenen] sehen.

Die Bilder in Quimper sind das Ergebnis langer, liebevoller Studien am Herzen des Mutterlandes, in den Herzen der Menschen, die äußerlich verträumt und kindlich versonnen, der große Gedanke immer wieder himmelwärts reißt. *La foi* -- die reine Flamme der keltischen Seele. Sie hat der Bretoner Lemordant mit der ganzen Kraft seiner künstlerischen und menschlichen Eigenart erfaßt, mit mächtigem, in Farbe schwelgendem Pinsel an die Mauern des banalen Fremdenhotels hingestrichen, daß es zum Tempel wird.

Die Geste ist dem Künstler von tiefer Bedeutung, immer aber unterordnet er sie dem Rhythmus des Gesamten. Heilig vor allem die Geste der sich im Schweiß mühenden Kreatur der Fischer, der Bauer, der Stadtarbeiter in seines Lebens [--][--][--][--] findet er Akzente erschütternder Menschlichkeit, die an Frank Brangwyn erinnern, wird größer, umfassender. („Hafenarbeiter vom Quai de Bercy“; „Die Geächteten -- Paris.“) Leben erschließt sich ihm in Höhen und Tiefen. Und aus der Fülle schöpft er die Freudengebärde der von Tageslast Befreiten. Das Deckengemälde „Der Tanz“ im Theater zu Rennes, das Lemordant im Jahre 1914 gemalt, ist nichts anderes als die gigantische Verherrlichung dieses menschlichen Urinstinktes. Männer und Frauen drehen sich in bacchantischem Reigen. Sie tragen bretonisches Kostüm. Aber sie sind in Wahrheit zeit- und ortlos. Die dionysische, aller Erdenfesseln ledige Stelle. Eine Vision von ganz ungeheurer, farbiger Kraft, die noch weiter geplant war: auf Seitenvorhängen wollte der Künstler einen Schwarm von Frauen, Mädchen und Kindern in gold- und silbergestickten Feiertagskleidern malen, die voller Lust abwärts eilen. Auch andere Pläne sind ihm teuer, die uns in meisterhaften Skizzen erhalten bleiben. Das reiche Leben des Schöpfenden, der auf der Höhe des Könnens Natur und Menschen bezwungen hat, öffnet sich vor ihm. Der bretonischen Idee dient er mit der feurigen Intensität seines Wesens. Er zeichnet für „Brug“, die erste, wirklich künstlerische Zeitschrift in bretonischer Sprache, und träumt von leuchtenden Schilderungen bretonischen Lebens für die „*Maison du Peuple de Bretagne*“.

Da bricht der Krieg aus. Wie viele Edlen fällt er dem Wahn zum Opfer. Er zieht in den Kampf „für die Freiheit Frankreichs, die Befreiung der Welt, für eine bessere Menschheit“. Ein Schuß raubt ihm das Augenlicht. In Deutschland kriegsgefangen, versucht er neunmal vergeblich zu fliehen. Endlich wird er als „*grand blessé*“ in die Schweiz, von dort nach der Heimat gebracht.

Und nun kommt das Größte: sein Leben seither. Seine Malerei ist in der Zeit, wird und muß von ihr verstanden werden. Der Ewigkeit gehört seine Seele, von unerreichbarer Reinheit -- die heilige Ruhe und Ergebung, mit der Lemordant sein Kreuz trägt, die ungebrochene Schöpferkraft (er arbeitet jetzt an einem größeren Werke über die Malerei).

Jean-Julien Lemordant ist nicht blind. In seiner Seele lebt das große Licht, von dem ein schwacher Schein auch uns durch die Wirrnis des äußeren Lebens leitet.

J e n i l l e t o n .

Jean-Julien Lemordant, der Maler der Bretagne.

Von Anna Ruffbaum.

Es ist schon lange her, seit ich die melancholische Einsamkeit der bretonischen „Landes“ durchstreichte — nur ein leichtes, immerwährendes Wehen in der Luft deutet auf die Nähe des Meeres — stille, hohe Granitkreuze ragen an den Bergen empor, die geheimnisvollen Rinnensteine von Carnac liegen wie schwere Matten mitten in heller Sommerfreude. Oder ich sah mit dem alten Fischer, meinem Freund und Hauswirt, im Hafen von Concarneau, lauschte oft gehörten, immer neuen Geschichten aus verschollener Zeit und sah in freudigem Staunen leuchte Sonnenstrahlen auf blauen, gelben, braunen Segeln spielen. Die liebliche Stille des Klostersgartens umfing mich in Pont l'Abbé, wo mongolisch-verschlossene Frauengesichter unter goldbeschwertem Kopfpuz hervorblühten. Am öden Strand von Duessant habe ich im Sturm gestanden, auf das brüllende Meer hinausgesehen und „auf Antwort“ gewartet.

Es ist schon lange her. Eine Ewigkeit liegt dazwischen. Leben. Aber immer noch brennt heiße Sehnsucht, denke ich im Weltgetümmel jener reinen Größe in Natur und Menschen.

Der starke Atem des felsigen Landes weht lebenswarm aus den Bildern von Jean-Julien Lemordant. Er wurde im Jahre 1877 in St. Malo geboren. Vater und Mutter,

arme Fischer, sterben, bevor er zwölf Jahre zählt. Eine alte Verwandte nimmt den verlassenen Jungen auf, schickt ihn eine Zeitlang zur Schule. Dann wird er Laufbursche bei einem Maler. Das entscheidet sein Schicksal. Die Leidenschaft zur Farbe ergreift ihn, die von nun an sein ganzes Wesen erfüllen soll. Nach der Tagesarbeit besucht er abends unentgeltliche Zeichenkurse. Seine Lehrer werden auf ihn aufmerksam. Man gibt ihm ein bescheidenes Stipendium für die Kunstschule in Rennes, später ein noch bescheideneres für die Ecole des Beaux-Arts in Paris. Hier arbeitet er fieberhaft in Hunger und Entbehrungen aller Art. Er fühlt seine Strafe. Er fühlt sich. Der Lehre entronnen, lebt er nun abwechselnd in Paris und in der gewaltigen Einsamkeit von Penmarc'h „dans la solitude d'une piété (païenne) à désarmer Dieu lui-même“ (Maffon). Er stellt aus. Anfangs im traditionellen Salon der Champs-Élysées und des Champ-de-Mars, dann — seine Persönlichkeit sprengt enge Grenzen altersschwacher Routine — im Salon d'Automne, in privaten Kunstsammlungen. Innerste Sehnsucht bleibt ein großes, starkes Sich-Ausleben-Können in der Farbe.

Emile Maffon, sein treuester Freund und innigster Verstehender, schreibt mir: „Ich habe Jahre gebraucht, um die Malerei meines Freundes zu begreifen. Seitdem ich sie aber erfasst habe, verstehe ich nicht mehr, was man sonst Malerei nennt. Er hat den Sinn der Farbe.“

Endlich wird ihm Möglichkeit. 1905 erhält er den Auftrag, den großen Speisesaal des Hôtel de l'Épée in Quimper mit Wandgemälden zu schmücken. In überströmender Freude macht er sich ans Werk und gibt in fünf Bildern, was sein eigentliches Wesen ist: die Bretagne und die Bretonen. Die Bilder heißen: „Le Pardon“, „Le Vent“, „La Mer“, „Les Goémon“, „Le Port.“ Er malt das Land von Penmarc'h — mächtig zerklüftete Felsen und trostlos langen Sandstrand, die anbrausende Flut, Boote mit roten Segeln gegen fernem Horizont, sonnendurchstrahlte Wolken über stillen Hohlwegen, die zu einsamen Dörfern führen. Er malt die Leute von Penmarc'h in Arbeit und Muße: Grausalige Gesichter alter Frauen und die rotgeweichten von jungen Mädchen — alle haben sie die klarblauen Augen, in denen See und Himmel widerleuchten. Die Männer im glänzenden Bachstuchmittel oder mit der goldgestickten Feiertagsweilte, den flatternden Bändern am Sonntagshut. Das sind die Bigoudins, die Bigoudens in ihrer geheimnisvollen, durch Jahrhunderte bewährten Art. Sie kehren vom „Pardon“ heim. In langen Reihen ziehen sie über den Strand, kräftig stemmen sie sich gegen den Wind, der autobt, Kleider bläht, mit Schürzen und Bändern spielt. Rosige und lilafarbene Wolken fliehen auf blauem Grunde, schwimmen fast über dem Boden, spiegeln sich in Pfützen und Lachen des salzigen Wassers. Und in der unermesslichen Weite nichts als diese Menschen — in Abständen — die mit dem Element kämpfen. Kampf ist das Wesentliche des bretonischen Lebens. Stiller, zäher, nimmer erlahmender Kampf. Gegen das geliebte, verruchte Meer — La guense — gegen den dämonischen Wind, ohne den die Bretonen nicht atmen können, gegen die fremden Kräfte, die ihnen Sprache und Sitte rauben wollen. Ihnen, die seit wie kein Volk in der Heimat wurzeln, Leben nur im Ueberkommenen sehen.

Die Bilder in Quimper sind das Ergebnis langer, liebevoller Studien am Herzen des Mutterlandes, in den Herzen der Menschen, die, äußerlich verträumt und kindlich versponnen, der große Gedanke immer wieder himmelwärts reißt. La foi — die reine Flamme der keltischen Seele. Sie hat der Bretonen Lemordant mit der ganzen Kraft seiner künstlerischen und menschlichen Eigenart erfasst, mit mächtigem, in Farbe schwelgendem Pinsel an die Mauern des banalen Fremdenhotels hingestrichen, daß es zum Tempel wird.

Die Geste ist dem Künstler von tiefer Bedeutung, immer aber untergeordnet er sie dem Rhythmus des Gesamten. Heilig vor allem die Geste der sich im Schweiß mühenden Kreatur der Fischer, der Bauer, der Stadtarbeiter in seines Lebens ~~Das~~ ~~und~~ ~~er~~ ~~Akzent~~ ~~erschütternder~~ ~~Mensch-~~

lichkeit, die an Frank Brangwyn erinnern, wird größer, umfassender. („Hafenarbeiter vom Quai de Berzy“; „Die Geächteten — Paris.“) Leben erschließt sich ihm in Höhen und Tiefen. Und aus der Fülle schöpft er die Freudengebärde der von Tageslast Befreiten. Das Deckengemälde „Der Tanz“ im Theater zu Rennes, das Lemordant im Jahre 1914 gemalt, ist nichts anderes als die gigantische Verherrlichung dieses menschlichen Urinstinktes. Männer und Frauen drehen sich in bacchantischem Reigen. Sie tragen bretonisches Kostüm. Aber sie sind in Wahrheit zeit- und ortlos. Die Dionysische, aller Erdenfesseln ledige Stelle. Eine Vision von ganz ungeheurer, farbiger Kraft, die noch weiter geplant war: auf Seitenwänden wollte der Künstler einen Schwarm von Frauen, Mädchen und Kindern in gold- und silbergestickten Feiertagskleidern malen, die in toller Lust abwärts eilen. Auch andere Pläne sind ihm teuer, die uns in meisterhaften Skizzen erhalten blieben. Das reiche Leben des Schöpfenden, der auf der Höhe des Stimmens Natur und Menschen bezwungen hat, öffnet sich vor ihm. Der bretonischen Idee dient er mit der feurigen Intensität seines Wesens. Er zeichnet für „Brug“, die erste, wirklich künstlerische Zeitschrift in bretonischer Sprache, und träumt von leuchtenden Schilderungen bretonischen Lebens für die „Maison du Peuple de Bretagne“.

Da bricht der Krieg aus. Wie viele Edlen fällt er dem Wahn zum Opfer. Er zieht in den Kampf „für die Freiheit Frankreichs, die Befreiung der Welt, für eine bessere Menschheit“. Ein Schuß raubt ihm das Augenlicht. In Deutschland kriegsgefangen, versucht er neunmal vergeblich zu fliehen. Endlich wird er als „grand blessé“ in die Schweiz, von dort nach der Heimat gebracht.

Und nun kommt das Größte: sein Leben seither. Seine Malerei ist in der Zeit, wird und muß von ihr verstanden werden. Der Ewigkeit gehört seine Seele, von unerreichbarer Reinheit — die heilige Ruhe und Ergebung, mit der Lemordant sein Kreuz trägt, die ungebrochene Schöpferkraft (er arbeitet jetzt an einem größeren Werke über die Malerei).

Jean-Julien Lemordant ist nicht blind. In seiner Seele lebt das große Licht, von dem ein schwacher Schein auch uns durch die Wirrnisse des äußeren Lebens leitet.